

Begegnung mit der Wasserramsel

Als ich vor etwas mehr als zehn Jahren zum ersten Mal ins Hohenlohische kam, da fehlte mir in dieser Landschaft vor allem eines: das Wasser. Von daheim war ich Flüsse, Weiher und Riede gewöhnt. Aber hier auf der Ilshöfer Ebene fallen die meisten Bäche den Sommer über trocken, selbst Fließchen wie die Schmerach führen nicht immer und überall Wasser, und Seen gibt es schon gar keine.

Da war es eine wirklich angenehme Überraschung für mich, als ich mich nach einiger Zeit einmal im Bühlertal umsah: Ich entdeckte ein tiefeingeschnittenes Tal mit steilen, manchmal sogar felsigen Hängen; Laubwälder, Äcker, Trockenrasen und die vielen Hecken ergeben ein überaus buntes Landschaftsmosaik. Und unten durch die schmale,

grüne Talaue schlängelt sich ein Fließchen zwischen Erlen und Weiden. Das Wasser rauscht über das Kalkgestein der Stromschnellen. Und wenn man Glück hat, begegnet man gleich beim ersten Mal der Wasserramsel; sie ist nämlich recht häufig hier.

Die Wasserramsel war es übrigens, die mich dazu brachte, immer wieder ins Tal zurückzukehren. Es reizte mich, herauszubringen, wo sie nistete. Da ich aber noch keine Erfahrungen mit den Nistgewohnheiten des Vogels hatte, suchte ich anfangs weite Strecken nach Nestern ab – und fand keine, bis ich endlich dahinterkam, daß kaum eine Wasserramsel in der freien Landschaft brütet, sondern fast jede in einer Mühle, allenfalls einmal unter einer Brücke. Das Problem war nun: Wie an ein Nest im Unterwasser einer Mühle herankommen? Da blieb gar nichts übrig, als – mit einer Leiter auf der Schulter

Bühler unterhalb Vellberg (Foto: B+H Kunz)



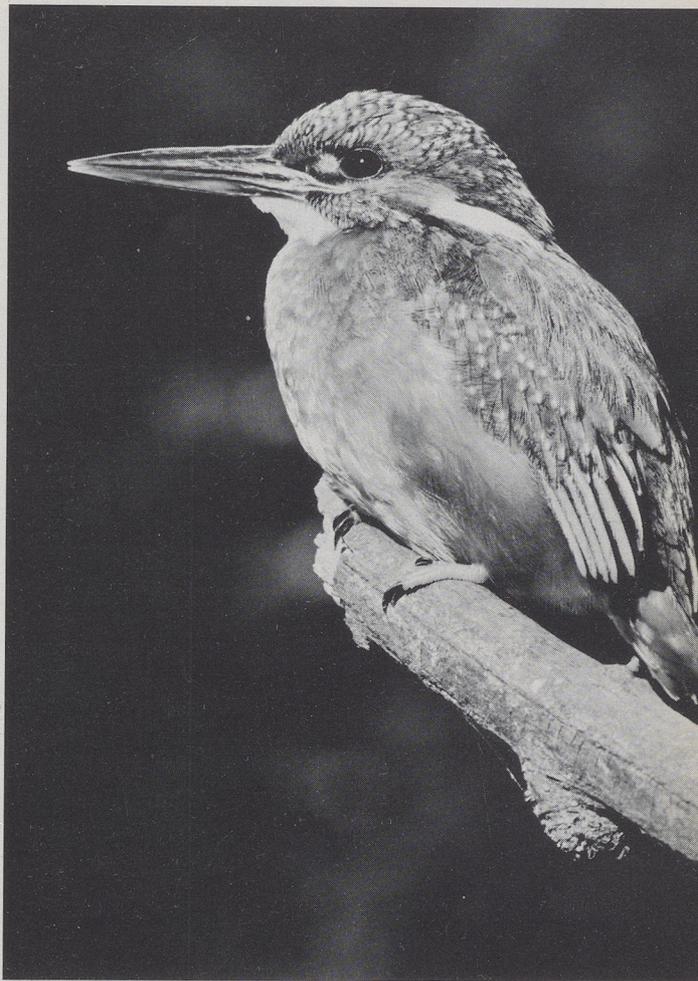
und einer Taschenlampe in der Hand, bis zum Bauch im Wasser – von unten her in den Mühlenkanal hineinzumarschieren und an der Wölbung aus Ziegelsteinen oder den Rippen der Betondecke nach einer Nische Ausschau zu halten, wo das Kugelnest des heimlichen Wasservogels sein könnte: eine feuchtkühle Angelegenheit für den neugierigen Naturfreund wie auch für die jungen Wasseramseln in ihren dunklen Nestern; nur scheint es den Vögeln weniger auszumachen als dem Menschen, der sich dort unten leicht den Schnupfen holt.

Das Ergebnis der Suche war, daß an der Bühler zwischen Vellberg und der Mündung mindestens 24 Paare der Wasseramsel brüten: für einen Fluß in einer so tiefen Lage (zwischen 340 und 250 m über NN) eine ungewöhnlich hohe Zahl. Aber die Wasseramseln sind nicht die einzige Attraktion der Bühler. Mindestens fünf Paare unseres prächtigsten Wasservogels, des Eisvogels, kommen noch dazu. Und wie um die Illusion, man befände sich an einem Gebirgsfluß, vollständig zu machen, gibt es auch noch etwa dreißig Brutpaare der Gebirgsstelze.

Der Wildfluß Bühler

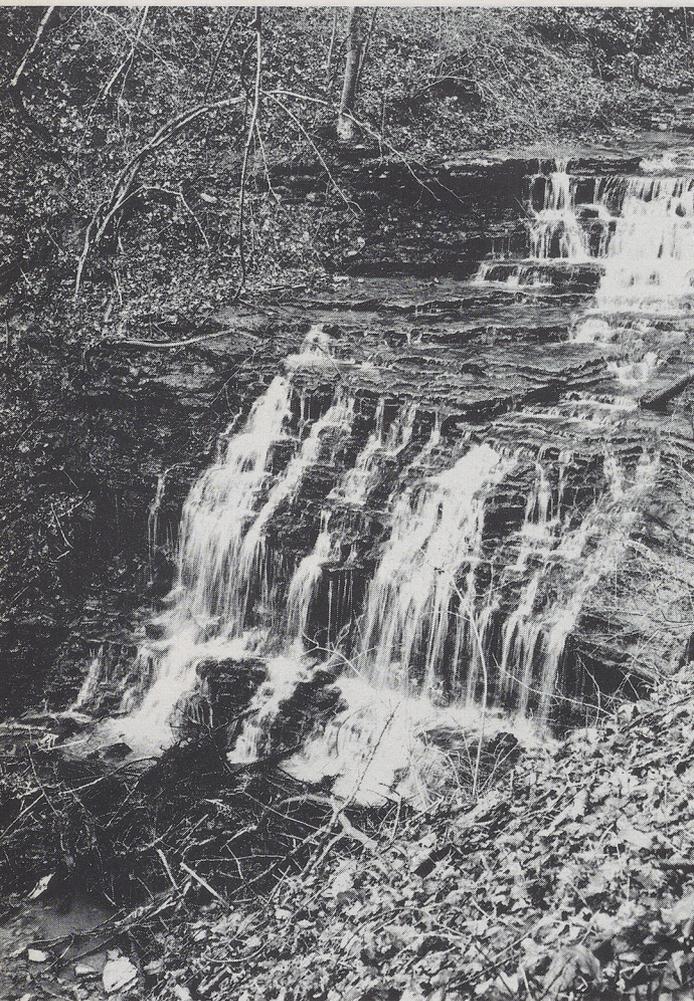
Angesichts einer solchen Population ziemlich seltener Vögel wird man sich fragen: Wie kommt es eigentlich, daß die hier alle leben können? Die Antwort darauf hat vor einigen Jahren DR. BUCK in seinem «Bericht über den Gütezustand der Bühler/Kocher» gegeben: In der Bühler gibt es nach dieser Untersuchung nicht weniger als 666 Tier- und Pflanzenarten! Von den Wasserinsekten und deren Larven, die für die Ernährung der Vögel besonders von Interesse sind, hat DR. BUCK über 170 Arten nachgewiesen. Sein Fazit lautet: *Die Organismenvielfalt der Bühler ist im Regierungsbezirk ohne Beispiel. In dieser Hinsicht bietet das Gewässer noch einen Lebensraum, der dem des vom Menschen unbeeinflussten Urtyps nahekommt.* Das zeigt sich nun auch im Fischreichtum. Als ich (für die Biotopkartierung) letztes Jahr den Vorsitzenden des Haller Fischereivereins anrief und ihn bat, mir einige Fischarten der Bühler zu nennen – denn bei Fischen kenne ich mich nicht aus –, nannte er mir aus dem Stegreif dreizehn verschiedene Arten. Hinterher schaute ich in der Roten Liste der gefährdeten Arten nach, wie viele von den genannten bei uns in Gefahr sind, und stellte fest: Es sind sieben davon.

Die Bühler ist also in jeder Beziehung ein Kleinod unter den Flüssen Württembergs. Aber gerade dieses Kleinod wollte das Wasserwirtschaftsamt tatsächlich wegwerfen, genauer gesagt: Man wollte das einmalige Tal mit seiner urtümlichen biologi-



Der Eisvogel (Foto: Horst Furrington)

schen Substanz in ein paar Rückhaltebecken ersäufen. – Ob nun die Pläne wegen des Protests der Naturfreunde (vor allem des Deutschen Bundes für Vogelschutz) endgültig aufgegeben oder nur vorläufig aus Geldmangel in den Schubladen verschwunden sind (woraus sie auch wieder hervorgeholt werden können!), ist zur Zeit noch nicht heraus. Aber daß es für ganz Nordwürttemberg und seine Natur ein schwerer Verlust wäre, wenn die Bühler drei- oder viermal aufgestaut würde, das ist sicher. Dieses Flößchen hat nämlich in jeder Beziehung den Charakter eines Wildbachs. Es ist ein Gewässer, wie man es normalerweise nur in Gebirgsnähe findet. Und das ist um so erstaunlicher, als ja gar kein Gebirge, nicht einmal ein Mittelgebirge, in der Nähe ist. Aber die Bühler hat sich ihr Gebirge gewissermaßen selbst geschaffen: Es ist die Haller Ebene, in deren Muschelkalkplateau sie sich so tief eingeschnitten hat, daß von allen Seiten her ein Gefälle von hundert, hundertfünfzig und mehr Metern auf kürzeste Entfernung entsteht. Die Bühler fließt also – ähnlich einem unterirdischen Karstfluß – gewissermaßen im ersten Untergeschoß dieser Landschaft und zieht damit alles Wasser, das parterre vorhan-



Wasserfall im Otterbach (Foto: B+H Kunz)

den ist, energisch zu sich herunter. Deswegen gibt es auch – vor allem in den Klingen der Nebenbäche wie der Schmerach – starke Karstquellen, und kleinere Bäche wie der Finsterbach springen über meterhohe Wasserfälle in die Tiefe.

Die dunklen Klingen

Was im Bayrischen als «Klamm» bezeichnet wird, eine tiefeingeschnittene Schlucht mit senkrechten – oder fast senkrechten – Wänden, das heißt in Hohenlohe «Klinge». Solche Klingen gibt es im Bühlergebiet einige. Die größten sind die des Schwarzlachenbachs, des Otterbachs und der Schmerach. Sie wirken viel düsterer als das Bühleretal, denn sie sind viel enger; die Talsohle fehlt, und die Hänge stehen einander auf kurze Distanz gegenüber.

Wo sie nicht gar zu steil sind, tragen sie von Natur aus einen schönen Schluchtwald mit Eschen, Ulmen und Bergahorn, in den oberen, wärmeren Teilen kommen Wildkirsche und Linde dazu. Im Frühling blüht fast überall der Seidelbast. Und der Türkenbund ist an manchen Stellen so häufig, daß man ihn

unmöglich zählen kann. Unten an den Bächen blühen der Wolfseisenhut und die Gelbe Schwertlilie. Auch die Sibirische Schwertlilie hat es in der Nähe der Schmerachmündung bis vor einigen Jahren noch gegeben, aber als ich sie dann wieder suchte, fand ich an ihrem alten Standort etwas ganz anderes: einen Lagerplatz für die Holzabfuhr. Doch wie zum Ersatz für diesen Verlust sammelt sich in den Wagenspuren das Wasser, und da laichen nun die Unken. Und an manchen Stellen der Waldwege muß man an warmen Abenden sehr aufpassen, daß man nicht die Feuersalamander zertritt, die einem über den Weg kriechen.

Sind die Klingen schon von Natur aus düster und kühl, so verdüstert sich ihr Bild neuerdings immer mehr durch die Fichtenwälder, die allmählich den ursprünglichen Laubwald verdrängen. Das ist schade, denn Fichten gehören nun einmal nicht in diese Landschaft, aber sie wachsen halt schneller als Ahorn oder Eichen, und das entscheidet.

Bühlertalwälder

Heller, freundlicher und viel bunter als die Klingen sind die Bühleralhänge. Im oberen Drittel tragen sie meist einen schönen, artenreichen Laubwald. Hier sind nicht nur die beiden Eichenarten sowie Hainbuche, Rotbuche, Bergulme, Sommerlinde und die drei Ahornarten häufig vertreten, sondern auch Wildkirsche und Holzapfel, die während der Blütezeit herrliche weiße und zartrosa Farbflecken in die Landschaft zaubern, daneben Elsbeer- und Vogelbeerbaum und ein rundes Dutzend verschiedener Sträucher. Besonders auffällig sind die Kletterpflanzen: Efeu, Clematis und die wilde Rebe, deren bis zu armdicke Lianen von den Bäumen hängen.

In einigen Waldstücken sieht man noch die Folgen der altertümlichen Mittelwald-Wirtschaft. Der Baumbestand setzt sich zum Teil aus mächtigen alten Bäumen – dem Oberholz –, zum anderen Teil aus Stockausschlägen jener Bäume zusammen, die immer wieder geschlagen worden sind. Jetzt sieht man da Hainbuchen, Linden und Ahorne mit einem halben oder gar einem ganzen Dutzend von Stämmen, die aus einer Wurzel kommen. Es ist das Bild eines Märchenwaldes, wie ihn MORITZ VON SCHWIND zeichnete.

Ein besonders prächtiger Mittelwald ist am Kelterrain erhalten. Hier besteht das Oberholz aus mächtigen Buchen und Eichen, und darunter macht sich

Nebenstehend: In der Otterbach-Klinge (Foto: B+H Kunz)



das arten- und formenreiche Unterholz breit. Hier hat es eben nie einen Kahlschlag gegeben; immer steht hier Wald, und immer hat er – vergleichbar einem tropischen Urwald – mindestens zwei Kronenstockwerke: ein eindrucksvolles Beispiel eines Kulturwaldes, der noch nicht zur Holzplantage degradiert ist.

Wo so schöne alte Bäume vorhanden sind, da können natürlich auch noch Greifvögel nisten: neben dem häufigen Mäusebussard finden sich Wespenbussard, Habicht und Sperber, beide Milane, Turm- und sogar Baumfalk, Steinkauz, Waldkauz und Waldohreule. (Wo trifft man die sonst noch alle beisammen!) Auch alle Spechtarten samt dem Wendehals kommen noch vor, die Hohltaube und auch der Pirol, dessen exotischer Flötenruf im Mai den endgültigen Sieg des Frühlings über die kalte Jahreszeit verkündet. Und selbstverständlich hallt dieser Wald im Frühjahr auch von den Liedern der verschiedenen Drosseln wider, vom Ruf des Kuckucks, und er schwirrt vom Gesang des Waldlaubsängers.

Aber nicht nur oben, in den Kronen und auf den Ästen, ist dieser Wald voller Leben, sondern ebenso auf dem Boden. Allein sechs Orchideenarten erfreuen hier noch den aufmerksamen Wanderer, darunter die Purpurorchis und zwei Waldvögelein; aber auch Türkenbund und Graslilie, Gelbsterne und Aronsstab, Maiglöckchen und Akelei blühen hier.

Bunte Trockenrasen

Aber die Bühlertalhänge wären bei weitem nicht so interessant, d. h. auch biologisch nicht so reich, wenn sie völlig bewaldet wären. Das kommt zwar im oberen Talabschnitt zwischen Vellberg und Oberscheffach auch vor: Da sind die Hänge so steil, daß sie landwirtschaftlich überhaupt nicht genutzt werden können, und so zieht sich der Wald oft bis zur Talsohle herunter. Doch im übrigen Teil des Tales ist der Wald immer wieder durch Wiesen unterbrochen, die sich von den flacheren unteren Hangpartien her zwischen die Waldstücke hinaufschieben. An einigen wenigen Stellen ist der Wald sogar ganz durchbrochen.

Je weiter nun solche Wiesen den Hang hinaufreichen, desto trockener sind sie im allgemeinen auch. Für die Landwirtschaft sind sie damit uninteressant – Grenzertragsflächen –, und manche werden auch gar nicht mehr bewirtschaftet; Schlehen und Feldahorn machen sich breit; die Blumen blühen ungedüngt und ungemäht. Aber gerade das macht diese «ungepflegten» offenen Hangpartien für den Biologen so reizvoll. Es gibt zwar kaum botanische Raritäten hier, aber allein die Buntheit eines solchen blü-

henden Hanges erfreut das Auge: Vom Weiß des Nickenden Leinkrauts über die verschiedenen Gelbtöne von Horn- und Schneckenklee, Habichtskraut und Knollen-Hahnenfuß, Fingerkraut und Schlüsselblume bis zum Rosa der Hauhechel, dem Lila der Chrysantheme, zum Dunkelblau der Akelei und dem Braunviolett der Hundszunge sind so viele Farben vorhanden, daß man sich kaum sattsehen kann. Die Buntheit dieser Rasen ist natürlich nicht in erster Linie für den Menschen da, sondern für die Insekten. Vor allem die Schmetterlinge lieben diese kräuterreichen Trockenrasen, und hier fliegt noch manche Art, die man in der trostlosen Öde unserer Kultursteppe kaum mehr sieht. Entomologen haben hier noch fünfunddreißig verschiedene Arten festgestellt, darunter so prächtige wie den Segelfalter, die beiden Schillerfalter, den Großen Eisvogel, den Trauermantel und den Kaisermantel. Allerdings haben sie auch mit Bedauern bemerkt, daß fünf dieser Arten seit ein paar Jahren nicht mehr zu beobachten sind. Und das ist auch kein Wunder bei dem Verbrauch an Insektiziden, den Land- und Forstwirtschaft heutzutage haben! Die Wirkung von Chemikalien läßt sich eben kaum lokal begrenzen. Und damit sind auch Rückzugsgebiete der Tier- und Pflanzenwelt wie das Bühlertal durch die allgegenwärtigen Gifte bedroht.

Zum Glück sieht es hier noch relativ gut aus, nicht nur bei den Insekten. Auch Reptilien sind hier häufig, vor allem wo es so warm ist wie am Südhang zwischen Geislingen und Cröffelbach. Hier gibt es neben der Zauneidechse und der Ringelnatter auch noch die Schlingnatter, die sich besonders gern in und auf den Trockenmauern und Steinriegeln aufhält.

Diese Steinriegel ziehen, meist von Bäumen und Gebüsch bewachsen, Hunderte von Metern die Hänge hinauf, oft weit in den Wald hinein. Sie sind Zeugnis der Arbeit von Generationen von Bauern, die die Steine aus ihren Äckern und Weinbergen herausgelesen haben – jawohl, auch aus Weinbergen! Im Mittelalter wurde im unteren Talstück nämlich Wein angebaut; das Klima war dazumal einiges wärmer als heutzutage, und der Wein aus dem Bühlertal war sicher nicht so schlecht, wie man sich das jetzt vorstellt.

Das Mosaik einer alten Kulturlandschaft

Das Bühlertal war und ist eine Kulturlandschaft. Hätten wir es heute noch in seinem Naturzustand vor uns, wären wir in mancher Beziehung enttäuscht; denn es wäre fast ganz bewaldet, zwar nicht so eintönig wie ein Tal im Nordschwarzwald, aber

immerhin. Dem Wanderer, der durch dieses Tal ginge, fehlten die Ausblicke, die er heute hat: der Blick auf den bunten Wechsel von Wiese, Feld und Wald, vor allem aber auf das schöne Mosaik, das die vielen Hecken an den Hängen bilden. Da nämlich sowohl die Steinriegel hangauf wie auch die Raine und Wege hangparallel meist noch mit Hecken bestanden sind, ergeben sich lauter kleine Parzellen, die alle ihren individuellen Charakter haben. Und das macht diese Gegend so abwechslungsreich, nicht nur für die Menschen, sondern auch für die Tiere.

Vor allem die Vögel lieben diese Unterteilung der Flur durch die alten Hecken, die ihnen Nahrung, Deckung und vor allem Nistgelegenheiten bieten. Das bekommt man eindrucksvoll zu hören, wenn

man an einem Maienmorgen zwischen Geislingen und Cröffelbach oder bei Unterscheffach die Hänge entlanggeht: Da wetteifern die Gartengrasmücken mit ihrem melodiösen Geplauder mit den lauterem Liedern der Mönche, da klappert «das Müllerchen» (die Klappergrasmücke) dazwischen, die Dorngrasmücke, die sonst so selten geworden ist, macht ihre Balzflüge über den Hecken, der Neuntöter imitiert alle möglichen Nachbarn, allerdings viel schlechter als der Gelbspötter, der auch vertreten ist; Fitis, Zilpzalp und Goldammer singen an jeder Ecke, und aus dem niedersten Gebüsch, ganz am Boden, schwirrt es wie von einer großen Heuschrecke: der Feldschwirl. Und wenn man spätabends denselben Weg geht, hört man außer den letzten Amselliedern vom Wald her aus den Gebüsch am

Bühlertal unterhalb Unterscheffach (Foto: B+H Kunz)



Hang und drunten an der Bühler die Nachtigallen schlagen. – Wer Vogelstimmen studieren will, hier an diesen Hängen ist dazu die ideale Gelegenheit. Von einer Arbeitsgruppe des Deutschen Bundes für Vogelschutz sind allein im Jahr 1975 im Bühlertal 107 Vogelarten nachgewiesen worden, davon 90 Brutvögel, von denen 18 auf der Roten Liste der bedrohten Vogelarten stehen. Vor allem als Brutgebiet gefährdeter Arten ist deshalb das Bühlertal wert geschützt zu werden.

Leider vertragen sich Naturschutz und moderne Landwirtschaft nicht so recht. Die Bauern wollen natürlich möglichst rationell arbeiten, d. h. auch mit großen Maschinen. Die alten Wege sind dafür aber oft zu schmal. Also werden sie verbreitert, was an den Hängen sehr viel Erdbewegungen erfordert. Trockenmauern und Hecken fallen deshalb leicht solchen Wegbauten zum Opfer. Wo aber die Hänge so steil sind, daß man mit Maschinen nicht mehr arbeiten kann, wird oft gar nicht mehr gewirtschaftet. Das erscheint dem Naturfreund vielleicht als Vorteil, und für kurze Zeit mag es auch einer sein, weil sich auf den ungepflegten Magerrasen jener bunte Blütenteppich entrollt, von dem schon die Rede war. Aber nur wenige Jahre, dann machen sich vor allem die Schlehen breit und ersticken die Rasenflora. Das nehmen dann Bauern und Forstleute zum Anlaß, die verwilderten Flächen – für sie sind sie bloß noch Unland – aufzuforsten.

Viele Parzellen im unteren Bühlertal sind so in den letzten Jahren verändert worden – und nicht zu ihrem Vorteil. Denn leider bestehen die meisten Neuanpflanzungen aus Fichten, und die passen ins Bühlertal wie die Faust aufs Auge. Aber wo man nur auf den Holzzuwachs schaut, d. h. auf den Profit, da ist man für die Schönheit einer Landschaft blind. Das Ergebnis kann man in fast jeder Gegend unseres Landes registrieren: Kultursteppe macht sich breit. Zum Glück ist das Bühlertal davon noch relativ weit entfernt, und es lohnt sich deshalb immer noch, dort zu wandern.

Wanderung durchs Bühlertal

Es gibt einen Wanderweg des Schwäbischen Albvereins durchs ganze untere Bühlertal, meist auf der linken, also westlichen Seite. Der Weg beginnt in dem romantischen Städtchen Vellberg, das auf seinem Bergsporn über einer Bühlerschlinge heute noch so aussieht, wie es nach dem Brand im 16. Jahrhundert wiederaufgebaut worden ist. (Von den Neubausiedlungen drum herum muß man freilich absehen, wenn die Illusion erhalten bleiben soll, man wäre ins Zeitalter Luthers zurückversetzt.)

Das Tal ist anfangs schmal, von steilen, waldbedeckten Hängen begrenzt, aus denen an vielen Stellen die grauweißen Muschelkalkbänke hervorstechen. Nach kurzem Weg unterquert man die Eisenbahnbrücke der Strecke Hessental–Crailsheim, die einzige Talbrücke des ganzen Bühlertals. (Alle andern sind nur Flußbrücken.) Wenn man ein wenig Glück hat, kann man schon auf diesem Flußabschnitt Wasserramseln beobachten, wie sie sich von ihrem Ansitz aus ins rauschende Wasser stürzen oder niedrig über die Wasserfläche dahinschwirren.

Bei der inzwischen verlassenen Mühle Rappolden überquert man das Flüschen und geht auf der rechten Talseite bis Anhausen. Dort steht noch eine Mühle, aber es hat hier auch eine mittelalterliche Kirche gegeben, von der allerdings nur noch ein paar Grundmauern erhalten sind.

Von Anhausen führt der Weg den Hang hinauf durch den Wald, vorbei an zwei alten Burgstellen. Von der einen ist nicht mehr viel zu sehen, aber die ehemalige Burg Hohenstein läßt noch gut die schöne Lage der Burg auf einem kleinen Felsplateau hoch über dem Tal und der Mühle Neunbronn erkennen. Von da geht es weiter bergab durch den Wald, und bei der Otterbachmündung kommt man für ein kurzes Stück auf die Straße von Sulzbach nach Oberscheffach. Erst von hier ab führt überhaupt eine Straße durchs Tal; weiter oben gibt es nur kleine Stichstraßen zu den einzelnen Mühlen hinunter.

Oberscheffach hat einmal drei Mühlen gehabt, die zum Teil noch in der Nachkriegszeit das Getreide von der Haller und der Ilshöfer Ebene gemahlen haben. Aber wie mir einer der Müller einmal erzählte, konnten sie der Konkurrenz der Großmühlen am Neckar auf die Dauer nicht standhalten, vor allem nachdem von den Müllern verlangt wurde, dem einheimischen Weizen kanadischen beizumischen. Und von Kanada ins Bühlertal ist der Weg doch zu weit und zu umständlich! Das Müllerhandwerk, einst wohl das einträglichste im ganzen Tal (denn die Landwirtschaft warf hier nie so viel ab), ging damit zugrunde.

Die untere Mühle von Oberscheffach, durch deren Anwesen auch der Wanderweg führt, muß allerdings schon lange eingegangen sein, denn von der eigentlichen Mühle stehen nur noch ein paar romantische Ruinen. Aber das Wasser im Mühlenkanal rauscht noch immer über die Steine; und wer sich die Mühe macht, barfuß im kalten Wasser einige von ihnen zu heben, wird bald ein Tier zu Gesicht bekommen, das man auch nicht mehr überall findet: den Flußkrebs.

Von Oberscheffach talabwärts folgt der Wanderweg meist dem Waldrand auf der linken Talseite, so daß



Vellberg (Foto: B+H Kunz)

man schöne Ausblicke auf Unterscheffach und Hopfach hat. Beide Weiler liegen in kleinen Ausbuchtungen des Tals, von beiden führen steile Steigen hinauf auf die Hochfläche, und die Hänge sind durchweg gerodet und tragen Wiesen und Obstgärten. In Unterscheffach fällt am Ortsrand eine kleine romanische Kapelle auf, die vor kurzem restauriert worden ist, in Hopfach der hohe Bau einer modernen Mühle, die allerdings ebenfalls stillsteht.

Was man vom Wanderweg aus nicht sieht, was aber jedenfalls einen Abstecher lohnen würde, ist die «ehemalige Burg Hopfach» auf dem Eichelberg, der sich steil etwa 130 Meter über dem Ort erhebt. Dort findet man einen riesigen, etwa einen Kilometer langen Graben, von dem ein Lehrer der Gegend ausgerechnet hat, daß dort 30 000 Kubikmeter Erde und Gestein bewegt worden seien. Aber wenn man die Sache genauer betrachtet, erkennt man, daß dieser angebliche Burggraben nicht von Menschenhand geschaffen ist, sondern von der Natur: Es ist eine Art Grabenbruch, der dadurch entstanden ist, daß der äußere Rand des Eichelbergs gegen das Bühlerthal abgesunken ist. Stellenweise hat man nun einen breiten Graben mit steilen Felswänden vor sich, an anderen Stellen eine enge, von mächtigen Fels-trümmern übersäte Schlucht, an einem Ende dann eine sanfte Mulde, am andern eine saubere Verwer-

fung. An den Felskanten wachsen Farne und vielstämmige Ahorne und Linden. Kurzum: Für mich ist es der merkwürdigste Platz in der ganzen Gegend, aber eine Burg ist es nicht.

Dem Eichelberg gegenüber liegt allerdings eine echte Burgruine, deren Grundmauern noch deutlich zu sehen sind: Bilriet. Im 12. Jahrhundert gehörte die Burg den Grafen des Kocher- und Maulachgaus, die auf der Komburg residierten und mit den Staufern verschwägert waren. Aber nach dem Aussterben des Geschlechts im 13. Jahrhundert verlor die Burg ihre Bedeutung, und im 14. wurde sie von den Hallern zerstört. Aber heute noch erhebt sich die Burgstelle über der wichtigsten Straße der Gegend, der Bundesstraße 14 von Stuttgart nach Nürnberg, die hier auf der Cröffelbacher Steige das Tal quert. Der Wanderweg führt über die Brücke der B 14 und hält sich für das letzte Stück bis Geislingen an die rechte Flußseite. Die Bühler fließt hier fast nach Westen, der rechte Talhang ist somit nach Süden orientiert und besonders warm. Das ist das Gebiet der alten Weinberge, der Steinriegel und Hecken, der Dorngrasmücken und der Nachtigallen.

Kommt man heute in das romantisch gelegene Dorf Geislingen an der Mündung der Bühler in den Kocher, so sieht man wie sich etwas talabwärts von beiden Seiten, bedrohlich und großartig zugleich,

die neue Kochertalbrücke der Autobahn Heilbronn–Nürnberg über das Tal schiebt. Da die Brücke in einem raffinierten modernen Verfahren, dem Freivorbau, gebaut wird, hängen vorläufig noch die jeweiligen Bauabschnitte quasi frei in der Luft, und zwar 180 Meter über dem Fundament, womit diese Brücke die höchste Straßenbrücke in Europa sein wird. Trotzdem stellt sie in ihrer rigorosen Einfachheit kaum eine Bereicherung der Landschaft dar, aber einen Vorteil wird sie doch haben: Wenn der Fernverkehr einmal über die Autobahn rollt, wird es auf der Cröffelbacher Steige wohl ein wenig ruhiger werden; und so profitiert der untere Talabschnitt vielleicht sogar von der Brücke – vorausgesetzt jedoch, man hört den Verkehrslärm nicht auch noch von der anderen Seite.

Das Bühlertal als Naturschutzgebiet?

Das Bühlertal ist seit Jahren Landschaftsschutzgebiet. Es hat deshalb bei manchen Leuten Kopfschütteln erregt, als der Deutsche Bund für Vogelschutz 1975 den Antrag stellte, das Tal zum Naturschutzgebiet zu erklären. Auf den ersten Blick erscheint das auch nicht recht verständlich. Genügt denn der Status eines Landschaftsschutzgebiets nicht? Wozu braucht man ein so riesiges Naturschutzgebiet? So fragen sich viele. Und die Grundstücksbesitzer fürchten, sie würden quasi enteignet, zumindest könnten sie nicht mehr wirtschaften, wie es ihnen beliebt. – Der neue Vorstoß der Ornithologen und anderer Naturschützer fordert also eine Erklärung. Sie ist etwa folgende: Man hat früher einmal geglaubt, für den Artenschutz genüge es, einzelne Tier- und Pflanzenarten unter Naturschutz zu stellen; allenfalls dachte man noch an den Schutz eines Pflanzenstandorts oder eines besonders markanten Brutvorkommens wie z. B. der Reiherhalde bei Morstein. Inzwischen aber hat der erschreckende Rückgang (bis zum Aussterben) vieler Tier- und Pflanzenarten in Deutschland deutlich gemacht, daß das eben nicht genügt. Was hilft es z. B., einen Orchideenstandort kleinflächig unter Schutz zu stellen, wenn in der Nachbarschaft so massiv gedüngt wird, daß sich der Chemismus von Boden und Wasser völlig verändert und die auf solche Veränderungen sehr empfindliche reagierenden Orchideen dann doch absterben? Was nützt es, wenn man die Hecke schont, in der die Dorngrasmücke brütet, in den Obstgärten der Umgebung aber mit Insektiziden die Nahrung des Vogels vergiftet? Oder was taugt es, Eisvogel und Wasseramsel unter ganzjährigen Schutz zu stellen, wenn man durch Rückhaltebecken, wie sie im Bühlertal geplant waren, den

Biotop zerstört, auf den die Vögel angewiesen sind? Wenn man also die Natur in einem so dicht besiedelten und hochindustrialisierten Land wie Deutschland nicht völlig verarmen lassen will, so muß man Schutzgebiete schaffen, die durch ihre Größe genügend biologische Substanz haben, um die schädlichen Einflüsse ihrer technisierten Umwelt einigermaßen zu neutralisieren und so zu überleben. – Diese Meinung wird heute nicht nur von Naturschützern, sondern auch von Politikern wie zum Beispiel vom baden-württembergischen Landwirtschaftsminister WEISER geteilt, der vor kurzem erklärt hat: *Die vorhandenen Naturschutzgebiete und flächenhaften Naturdenkmale sind als Reservate für bedrohte Tiere und Pflanzen und deren Lebensgemeinschaften oftmals zu klein. Häufig wirken auch Einflüsse der veränderten Umgebung negativ auf die Erhaltung und den Fortbestand existenzgefährdeter Arten.* So spricht alles für ein Naturschutzgebiet Unteres Bühlertal.

Man könnte allenfalls einwenden, daß es sich hier doch um eine Kulturlandschaft handelt, also eine Landschaft, die durch den Menschen verändert und schon weit von ihrem Naturzustand entfernt ist. Aber das wäre kein zwingendes Argument; denn was haben wir in Deutschland überhaupt noch an unberührter Natur, wo selbst die Gipfelregionen der Alpen durch den modernen Bergtourismus mit Müll übersät sind! Wenn wir nur Naturlandschaften im eigentlichen und engsten Sinne schützen wollten, bliebe nicht viel zu schützen übrig. Wir müssen deshalb unbedingt unser Augenmerk auf den Schutz naturnaher bäuerlicher Kulturlandschaften richten, nicht zuletzt deshalb, weil in ihren (zunächst auch künstlichen) Biotopen wie Weinbergen, Obstgärten, Schafweiden, Streuwiesen u. ä. eine Vielzahl von Arten eingebürgert ist, die wir in der ursprünglichen Naturlandschaft gar nicht vorfinden würden.

Der Mensch hat eben nicht immer so zerstörerisch in die Natur eingegriffen wie in diesem Jahrhundert. Frühere Generationen von Bauern, Forstleuten, Straßenbauern und Architekten haben mit ihren Maßnahmen die Natur sogar oftmals bereichert, was man ja im Bühlertal sehr schön studieren kann; denn sie haben nicht gegen die Natur, sondern mit der Natur gewirtschaftet. Was sie wollten, war ihr Lebensunterhalt, nicht ihr Profit. Und der Erfolg ihrer Arbeit war deshalb eine zwar veränderte, aber immer noch schöne und biologisch reiche Landschaft. Und deshalb müssen wir diesen Landschaftstyp wenigstens an einigen Stellen erhalten. Es gibt davon ohnehin nicht mehr allzu viele Beispiele in unserem Land. Das Bühlertal ist eines davon, jedenfalls noch, und wenn wir es erhalten, hoffentlich auch noch für lange.